

Margit Pamela Cordt

Blutgerächt

Psychothriller

Impressum

Texte: © 2026 Copyright by Margit Cordt

Umschlaggestaltung:

© 2026 Copyright by Margit Cordt

Foto Umschlag:

© Denis Kartavenko, Pexels-Mart-Production

Verantwortlich für den Inhalt:

Margit Cordt, Marderweg 24, 73099 Adelberg

margitpcordt@gmail.com/www.margitpamelacordt.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar. Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß §44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.

Lektoratsgutachten: Katrina Flamann

Korrektur: Margit Cordt

Verlag: BoD · Books on Demand GmbH

Überseering 33, 22297 Hamburg

bod@bod.de

Druck:

Libri Plureos GmbH, Friedensallee 273, 22763 Hamburg

ISBN: 978-3-69-636532-5

Für den besten aller Ehemänner,
der oftmals nicht fassen kann,
was ich schreibe, aber es dennoch als Erster liest.
Danke für dein kluges Feedback!

Meine Würde habe ich an drei Männer abgegeben.

Meine Unversehrtheit an ihre Gier.

Mein Gottvertrauen an einen Sack aus Plastik.

Meinen Hass aber nimmt mir niemand.

PROLOG

Wann immer ich aus dem Schlaf schrecke, bin ich auf der Suche. Wonach? Nach der absoluten Wahrheit? Oder nach einer abweichenden Realität, die nicht meine ist, aber meine zu sein scheint? Nach meinem alten Leben?

Nach mir selbst?

Erste Dämmerung kriecht in mein Zimmer. Im Raum herrscht Kälte, in mir drin ist es eisig. Die Luft ist voll von Unwirklichkeit. Mein Kopf scheint über dem Kissen zu schweben, meinen Körper dagegen hat die Schwerkraft einbetoniert in schweißnasse Laken. Meine Haut klebt. Ich will die Augen schließen, mich zurück in den Schlaf flüchten, denn ich habe Angst vor jener nicht annehmbaren Realität, die das Schicksal mir zugeordnet hat. Die sich so sehr von der anderer Menschen unterscheidet, nicht zu mir passt, der ich mich dennoch ergeben habe.

Aber an Schlaf ist nicht mehr zu denken. Das Gedankenkarussell hat schon begonnen, sich zu drehen, hindert mich am Wiedereinschlafen. Dreht sich immer schneller, Gedanken schleudern vorbei, Erinnerungen im Gepäck, von denen ich nicht mit Sicherheit sagen kann, ob sie wirklich meine sind oder ob ich sie mir ausgeborgt habe. Schlaglichter des Wahnsinns. Ich bin wahnsinnig. Möglicherweise.

Und es könnte durchaus sein, dass ich morde.

Sicher bin ich mir aber nicht.

Sicher ist nur, dass die drei Bestien tot sind. Ermordet.

*Es stand überall in der Presse. Haarklein wurden die Auf-
findesituationen der Leichen beschrieben. So detailliert,
dass ich meine, mich an den Tathergang zu erinnern.*

Oh ja, alle drei hatten etwas mit mir zu schaffen.

So könnte man es umschreiben.

Nicht, dass die drei mich kannten.

Oder wirklich kennenlernen wollten.

Nicht, dass ich die drei kannte.

Oder wirklich kennenlernen wollte.

Dafür gab es weder die Gelegenheit noch einen Anlass.

*Aber meine flüchtige Beziehung zu ihnen war eine je-
ner Sorte, die durchaus geeignet wäre, um sie zu töten.*

Möglicherweise.

*Deren Todesumstände auf bestialischen Hass
schließen lassen. So titeln zumindest die Medien.*

*Mein Herz ist schwarz. Schwarz genug. In ihm re-
giert bestialischer Hass. Er ist der Motor, der
mich am Leben hält. Der mich überleben lässt.*

Weil ich allein bin. Mit mir und meinen Erinnerungen.

*Weil ich zusehen muss, wie ich mit ihnen zu-
rande komme. Macht mich das zu einer Mörderin?*

*Es wäre möglich. Bis heute bin ich davon ausgegan-
gen, dass der Tod jener drei Bestien mich von meinem
brennenden Hass befreien würde. Dass Frieden ein-
kehren würde in meine Seele. Dass die Rache, die an ih-
nen verübt wurde, mir dabei helfen würde zu heilen.*

Aber seit diesem Morgen weiß ich, dass es nicht so ist. An meinen Händen Rückstände in der Farbe von getrocknetem Blut. Braunes Rot, das sich nicht dafür eignet, mich zu heilen. Die Wunde, die in mir klafft, ist einfach zu gewaltig.

In Zeitlupe richte ich mich auf, fahre mit besudelten Händen durch die Luft, wie um den Vorhang aus Dämmerung zu zerreißen. Bein für Bein verlasse ich das Bett. Stelle mich hin. Die Morgensonne schickt Strahlen durch die Vorhänge. Von der Straße dringt Lärm zu mir hinein. Draußen tickt das Leben. Wenn ich weiterleben will, muss ich diese Schuld tragen. Diese Schuld, von der ich ahne, dass es meine ist. Aber ich habe dafür gesorgt, dass niemand sie mir zurechnen wird. Im Bad wasche ich die rote Schuld ab.

Tübinger Tagesspiegel, 19.02.2023

Grausamer Fund im alten botanischen Garten

Tübingen, am Faschings-sonntag – Einen grausamen Fund machte am frühen Morgen der Studienrat i. R. Helmut D. (65). Der Pensionär war mit seinem Hund im ALTEN BOTANISCHEN GARTEN nahe der Universität unterwegs, als das Tier auf Höhe eines Gebüsches unvermittelt Laut gab und sich nicht beruhigen ließ. D. ging der Sache auf den Grund und entdeckte einen mit Klebeband umwickelten Plastiksack. Als er ihn öffnete, entdeckte er darin eine leblose junge Frau, an Händen und Füßen gefesselt. Ihr Körper wies unzählige Wunden und Blutergüsse auf. Umgehend verständigte D.	die Polizei. Bis zum Eintreffen der Rettungskräfte gelang es ihm, die Fesseln des Opfers zu lösen, um Erste-Hilfe zu leisten. »Im ersten Moment dachte ich, da hat jemand eine Leiche entsorgt. Dann entdeckte ich, dass die Frau noch lebte.«, berichtete D. unserem Reporter, sichtbar schockiert und fassungslos über die Brutalität, mit welcher der oder die Täter vorgegangen waren. »Ich frage Sie, wer tut einer Frau so etwas an?« Durch sein beherztes Eingreifen rettete Helmut D. der jungen Unbekannten das Leben. Die Schwerverletzte wurde in die Uniklinik gebracht. Auf Anfrage teilte uns der be-
---	--

handelnde Oberarzt mit, dass ihr Zustand nach wie vor lebensbedrohlich sei. Man habe die Patientin in ein künstliches Koma versetzen müssen. Bislang sei nicht sicher, ob sie die Nacht überleben werde. Aufgrund der Schwere des Verbrechens hat die Polizeibehörde eine Sonderkommission zusammengestellt. Die Umstände der Tat sowie der Tathergang seien bislang noch ungeklärt. Gleiches gelte für die Identität des Opfers. Erste Untersu-	chungen hätten ergeben, dass die Frau für Stunden in jenem Plastiksack gelegen haben müsse. Allein ein Riss an dessen Oberseite – unklar, ob absichtlich dort angebracht oder durch den Transport an den Fundort verursacht – habe die Unbekannte letztlich vor dem Erstickungstod bewahrt. Die Ermittler gehen bei dem Verbrechen von einer sexuell motivierten Tat aus und bitten die Bevölkerung um sachdienliche Hinweise.
--	--

EINS
NELE
28. APRIL 2025

In der Nacht auf Faschingssonntag nahmen sie mir meine Würde, meine Gebärfähigkeit und meine Freiheit. Seither lebe ich in einem Gefängnis, zu dem nur ich einen Schlüssel besitze. Momentan habe ich ihn verlegt. In meinem Gefängnis herrscht die Dämmerung einer Tag- und Nachtgleiche, die ich schätzen gelernt habe. Sie birgt mich in ihren Armen wie eine vertraute Freundin. Ein Rückzugsort der Verlässlichkeit, eingesperrt hinter Vorhängen.

Eingesperrt. Wie ich. Nachdem drei Bestien mich aus der Welt geschossen haben. Seit zehn Tagen bin ich zurück in Papas Haus, im Unterbauch ausgenommen wie eine Weihnachtsgans, weidwund. Das Haus schweigt mich an. Ohne Papa, der sich für den Tod entschieden hat, ist es leer. Mein Vater hatte sich in seiner Zelle des Untersuchungsgefängnisses Stuttgart erhängt. Vor zehn Wochen. Nachdem er über Jahre hinweg in seiner Bank im ganz großen Stil abgeräumt hatte, indem er Gelder in Millionenhöhe unterschlug. Seit dem Tag von Papas Ableben flossen in monatlicher Regelmäßigkeit Geldbeträge von einer Schweizer Bank auf mein Konto. Ich frage mich, wer Papa gewesen ist. Nun ist er ebenso tot wie Mama. Nur

dass der Krebs ihr die Entscheidung abgenommen hatte, zu leben oder zu sterben. Mich haben sie zurückgelassen. Abgehängt im Diesseits. Ich fühle mich losgelöst, aber nicht im positiven Sinn. Habe den Kontakt zur Wirklichkeit verloren. Mein Leben stockt in arzneikorrupten Adern, hinterlässt die Plaque unerfüllbarer Zukunftsträume an den Gefäßwänden. Ich pfeife mir Unmengen von Medikamenten ein, zum Schlafen, zum Wachbleiben. Medikamente, um den Tag zu überstehen, ihn zu überleben. Bevor ich erneut in mein Bett sinke und mich vor dem nächsten Tag fürchte. Und vor dem Rest an Tagen, die noch kommen. Nur mit Mühe habe ich es am Morgen aus dem Bett geschafft, bin in die Jeans und das T-Shirt von vorgestern geschlüpft. Die Vorhänge lasse ich geschlossen. Niemandem soll es gelingen, zu mir hineinzuschauen und mich in diesem Zustand zu sehen, ebenso wenig wie ich die Welt vor den Fenstern zur Kenntnis nehme. Die Welt, die mir nicht nur einen gewaltigen Arschtritt gegeben hat.

Meine Füße tragen mich in die Küche, die noch immer so aussieht, wie Mama sie mir und Papa hinterlassen hatte. Ich bremse am Stuhl, der mich besetzungsbereit am Küchentisch erwartet. Auf der Tischplatte mit den Gebrauchsspuren ein leerer Becher mit Kaffeerändern. Herma würde ihn mit besorgter Miene in den Geschirrspüler umsiedeln und mir einen Frischen vor die Nase stellen, wenn sie morgen zur

Arbeit käme. Manchmal wünschte ich mir, sie ließe mich in Ruhe. Ich lasse mir einen Kaffee raus, der einen weiteren Rand verursachen wird. Schwarz, ohne Schnickschnack. Für Schnickschnack gibt es in meinem Gefängnis keinen Platz. Den Becher nehme ich mit ins dämmerige Wohnzimmer. Gardinen brechen das Tageslicht in Stücke, sperren es jedoch nicht verlässlich aus. Schweißgebadet lasse ich mich in den Sessel sinken. Selbst Kaffee in einen Becher füllen strengt mich an. Ich blicke durch die Zimmertür in das Foyer. Vom Sessel meines Vaters, verkleidet in Jägergrün, bis zur Haustür mit der Schwelle sind es genau siebenundsiebzig Schritte. Ich zähle sie, jedes Mal, wenn ich den Versuch wage, ihre Schwelle zu überwinden. Eine Schwelle, die sich höher als der Hochpfeiler entpuppt, den ich vor Jahren mit Papa bestiegen habe. Bevor Papa in eine Gefängniszelle umsiedelte.

Ich setze den Becher an die Lippen, trinke in winzigen Schlucken. Der heiße Kaffee brennt meine Speiseröhre hinunter. Ich schließe die Augen.

Es scheint, als wäre es Mittag. Ich öffne mein Smartphone. Auf dem Display poppt eine Erinnerung auf. In vierzig Minuten habe ich einen Nachsorgetermin. In der Klinik wollen sie wissen, ob meine Verletzungen ausheilen, wie sie es von ihnen erwarten. Die im Gesicht und die an, im, und auf meinem Unterleib. Wenig später stehe ich im Flur. Habe meine Lederjacke

angezogen, meine Schuhe. Betrachte mich im Spiegel. Erkenne mich nicht. Ich sehe aus wie eine Fremde, die meint, ihr Leben im Griff zu haben. Jene Fremde, die vorgibt, ich zu sein, tastet nach meiner Handtasche auf dem Flurschränkchen, schwingt sie über die Schulter. Und doch handelt es sich eindeutig um meine Füße, die sich weigern, meinen Körper in Richtung Haustür auszurichten. Mein Blick landet auf der Klinke. Geschmiedet, abgegriffen von Generationen von Händen. Ich muss sie nur noch in die Knie zwingen.

Unmöglich.

Brustschmerzen, die mir die Luft zum Atmen nehmen. Ich bin mir sicher, dass ich sterben werde, sobald ich die Bewegung ausführe. Obwohl ich es weiß, zwingen mich, nach der Klinke zu greifen. Meine Hände zittern. Das Zittern in ihnen erfasst meinen gesamten Körper.

Los jetzt. Reiß' dich zusammen, Nele, du schaffst das.
Papas Stimme.

Nein, Papa! Ich schaffe das nicht.

Zwing' dich!

Der Teil meines Verstandes, der für meine Motorik zuständig ist, lenkt meine Hand zur Klinke. Eisiger Schweiß bricht aus mir hervor, er stürzt sich aus jeder einzelnen Pore meines Leibes. Panik versetzt meinen Speichel mit Bitterkeit, meine Kehle entlässt meinen Atem in flachen Stößen, nimmt jedoch keine Luft mehr an.

Drück' die Klinke runter, Nele.

In Papas Stimme balanciert Ungeduld. In dem sicheren Gefühl, ersticken zu müssen, drücke ich die Klinke herab, die Tür springt auf. Luft, die den Geruch des Frühlings in sich trägt, strömt an mir vorbei. Wie eine Ertrinkende sauge ich sie in mich hinein, in winzigen Portionen, so wie meine bockige Kehle es mir gestattet. Vom Ersticken habe ich Ahnung.

Klick.

Blaues PlastikKlaustrophobische EngeStrohhalmbegrenzte LuftmengenKeinüberleben.

Klick.

Meine Gedanken reißen in Fetzen.

Noch immer stehe ich in der Tür. Das grelle Licht der Welt brennt sich in meine entwöhnten Augen. Ich kann das Leben draußen nicht ertragen, mir wird davon übel. Die Welt vor der Tür stellt sich auf den Kopf.

Weiter, Nele.

Funktioniert nicht, Papa!

Unter mir die Schwelle. Holz, Eiche, abgetreten. Ein Hindernis, von dem ich weiß, dass ich es nicht überwinden werde. Trennlinie zu meinem alten Leben, Gefängnismauer meines neuen Daseins. Ich bin im Knast, nicht diejenigen, die es verdient hätten.

Mach' einen großen Schritt, meine Kleine.

In Papas Stimme lauert Resignation. Sprungbereit. Als ahne sie, was gleich geschehen wird. Weil es jedes Mal geschieht, seit ich wieder zuhause bin.

Schwellenangst.

Der Kaffee sucht den Weg durch meine Speiseröhre nach oben, mein Kreislauf droht, mich im Stich zu lassen. Schwarz flackert vor meinen Augen. Ich verliere die Kontrolle, über mich, meinen Körper, alles, das in mir ist, will sofort raus. Die Schwelle bäumt sich auf, türmt sich vor meinem schwarzdurchsetzten Blick zu einem Gebirge. Mit letzter Kraft stoße ich die Tür ins Schloss, taumele zurück in Papas Sessel. Dämmerung umfängt mich wie eine schwere Decke. Ich verstecke mich unter ihr, registriere erleichtert, wie ich mich zu entspannen beginne.

Vergiss' die Schwelle. Heute ist kein Schwellentag.

Mein Herzschlag beruhigt sich ebenso schnell, wie er vor meinem Versuch, aus meinem Knast auszubrechen, ausgeflippt ist. Mein Körper gehorcht mir. Vor der Schwelle gehorcht er mir.

Keine weiteren Sperenzchen.

Platz', sitz', aus.

Mein T-Shirt klebt an meinem Körper, eingesperrt in meine Lederjacke. Schweiß tropft von meiner Stirn. Mir fehlt die Kraft, ihn abzutupfen. Mein Blick sucht meine Hände, beobachtet ihr Nachbeben.

Zurück bleibt das Gefühl des Versagens.

Das Geräusch des sich drehenden Schlüssels unten in der Haustür will mich an die Oberfläche spülen, doch das Gewicht des künstlichen Schlafes hält mich

kurz darunter. Mein Bett hüllt sich in Finsternis, die Luft ist dick. Ich setze mich auf, es fällt mir schwer, das Schlafgefühl aus meinen Gliedern zu vertreiben. Durch die angelehnte Zimmertür dringt Gesang, flankiert von Helle aus dem Untergeschoss des Hauses. Ich höre, wie Herma im Wohnzimmer die Vorhänge beiseitezieht und die Fenster aufreißt.

Gleich wird sie zu meinem Stockwerk vordringen und versuchen, mich aus dem Bett zu scheuchen und dann in die Dusche. Soll sie, es ist mir egal. Sie kennt mich, seit Mama gestorben ist, es ist mir nicht peinlich, wenn sie mich in meiner momentanen Verfassung sieht.

Herma, die Verfassungstreue.

Ich sinke zurück in mein Kissen, das feucht ist von Schweiß und riecht. Im Geschoss unter mir erwacht der Staubsauger, keucht durch sämtliche Räume, kurz darauf klappert Geschirr in der Küche. Mit einem unsensiblen Rumsen schließt Herma die Tür des Geschirrspülers und setzt ihn in Gang. Ich höre, wie sie die Tür zur Gästetoilette öffnet, singend, dann das Geräusch der Spülung, mehrfach, das Gurgeln des Wassers im Handwaschbecken. Herma putzt. Sie kennt Papas und mein Haus in- und auswendig.

In meinem Kopf kampiert dumpfe Leere. Das ist besser, als über alles nachdenken zu müssen. Ich ziehe das Deckbett über meine Ohren, schwitze sofort, strampele es wieder beiseite. Kurz darauf Hermas gewichtige Schritte auf der Treppe, wie sie Stufe um Stu-

fe erklimmen, im Gepäck der Bewegung ihr Schnaufen. Vor meiner Tür verstummen ihre Schritte, ihre rotgeputzte Hand schiebt sich in den Türspalt, dehnt ihn gerade genug, um ihren Kopf hindurch zu zwängen. Der Geruch von Putzmitteln weht ihr voraus.

»Nele, bist du wach?«

»Jetzt schon.«

»Es ist schon zwölf durch.« Unaufgefordert tritt sie näher. »Willst du Frühstück?«

»Hab' keinen Hunger.«

»Das ist mir ziemlich wurscht. Du wirst aufstehen.« Mittlerweile steht sie an meinem Bett. »Und etwas essen. Bei all dem Zeugs, das du schluckst.«

Sie marschiert zum Fenster, schiebt die Vorhänge beiseite, öffnet es weit. In das Zimmer strömt der Frühling. »Hier drin stinkt's wie im Pumakäfig.«

»Nein, kein Licht.«, stöhne ich. Reflexartig reiße ich die Hände vor die Augen.

»Gräfin Dracula, oder was?« Sie kehrt zu mir zurück, um mich eingehend zu mustern. »Könnte hinkommen, wenn ich dich so ansehe. Steh' endlich auf jetzt!« Ostentativ drehe ich mich zur Wand. Ohne mich zu fragen, öffnet Herma meinen Kleiderschrank, sucht frische Klamotten zusammen, legt sie zu einem Stapel aufeinander und trägt ihn in das Bad hinüber. Ich rühre mich nicht, versuche, sie zu ignorieren. Hoffe, dass sie die Lust daran verliert, mich mit ihrer unangemessenen Mütterlich-

keit zu quälen. Aber gleich darauf ist sie zurück.

»Auf jetzt, duschen und was Frisches anziehen! Ich beziehe derweil dein Bett neu. Und wenn du fertig bist, kommst du runter in die Küche.«

»Lass' mich einfach in Ruhe!« Noch immer rühre ich mich nicht, widersetze mich ihrer Aufforderung.

»Nichts da. Ich bleibe hier so lange stehen, bis du tust, was deine alte Haushälterin dir sagt.«

Sie verschränkt ihre Arme, bewegt sich ebenso wenig vom Fleck wie ich. Schließlich gebe ich nach, weil mir die Kraft fehlt, mich zu widersetzen. Wenn ich darüber nachdenke, hat mir schon immer die Kraft gefehlt, mich zu widersetzen. Schwankend erhebe ich mich, suche Halt am Bettpfosten. Der Boden mit dem ausgebleichenen Teppich rast auf mich zu. Spontan streckt Herma mir ihre Hand hin, die ich dankbar ergreife. Aus den Augenwinkeln identifiziere ich den Blick, den sie mir zuwirft, ohne zu ahnen, dass ich ihn auffange. *Mitleid*. Ich schlurfe am Spiegel des Kleiderschranks vorüber, erhasche mein Bild darin. Was ich sehe, lässt mich erstarren. Für Sekundenbruchteile präsentiert sich mein neues Ich. Das Nachthemd schlackert um meinen Körper, knochige Füße stechen unter seinem Saum hervor, auf deren Zehennägeln Reste von Nagellack zurückgeblieben sind, bemalt in einem anderen Leben, das nicht mehr meines ist.

Noch voreinig Wochen warst du für drei Bestien der heißeste Scheiß. Nie wieder willst du heiß aussehen. Nie wieder.

Mein Atem keucht, er reicht nicht aus für längeres Stehen. Hilflös lasse ich mich auf den Sessel sinken, atme hektisch aus und ein. Dann unternehme ich einen neuen Versuch, gehe die paar Schritte zum Bad. Schließe die Tür hinter mir, lehne mich an ihre Innenseite, bis ich wieder zu Luft komme.

»Alles ok, Nele?« Herma ist mir gefolgt. Ihre Stimme von jenseits der Tür klingt besorgt. Ich gebe keine Antwort. Stattdessen ziehe ich das Nachthemd über den Kopf, werfe es auf den Boden. Mein Rumpf zittert unkontrolliert, während ich das tue. Schwer atmend steige ich in die Duschkabine. Drehe das Wasser auf, heiß, dass es dampft. Mein Rücken sucht an den Kacheln nach Halt, bevor ich nach dem Duschgel greife.

Die Dusche hat mir gutgetan. Ich fühle mich zwar nicht wie neugeboren – ein Gefühl, das ich als Pfand an meinen vorgezogenen Tod abgetreten habe – aber immerhin wach. Schon auf der Treppe springt mich Kaffeeduft und der aufdringliche Geruch von geröstetem Toast und Rührei an. Eine Geruchsmelange, die mir den Magen umdreht. Herma hat mir ein liebevolles Frühstück bereitet und ich ahne, dass ich mich nicht vor dem Essen drücken kann, ohne sie zu beleidigen. Ihr vertrautes Gesicht zerfällt in unzählige Lachfalten, sobald ich die Küche betrete und mich an den gedeckten Tisch setze. Kaffee dampft in ei-

nem Becher, Toastscheiben liegen braungebrannt im Brotkorb, dunkel, fast schwarz, genauso, wie ich es gern hatte. In meinem Leben, das es nicht mehr gibt.

»Möchtest du Ei?«

Ich schüttele den Kopf. Sie tut mir dennoch Ei auf meinen Teller, hält mir die Gabel hin. Ergeben ergreife ich sie, spieße ein Stückchen Ei drauf, schiebe es in den Mund. Wider Erwarten schmeckt es mir. Ich wiederhole die Bewegung so lange, bis das Ei von meinem Teller verschwunden ist.

»Mehr?«, will sie voller Hoffnung wissen.

»Nee, lass' mal.« Zum Abschluss nehme ich einen großen Schluck Kaffee. »Reichst du mir mal die blauen Tabletten aus dem Regal?«

Seufzend erledigt Herma, was ich ihr auftrage, legt den Blister neben meinen Teller.

»Wie lange willst du dies Zeug eigentlich noch einwerfen? Es macht dich blöd und taub gegen alles.«

»Genau das ist der Zweck.«, entgegne ich.

»Ich nehme es, solange es notwendig ist.«

Herma mustert vielsagend die Decke.

»Soll ich heute wieder für dich einkaufen?«

Ich versuche ein Lächeln, obwohl es aus meinem Mimikrepertoire verschwunden ist. »Ja. Und nimm' bitte meine Patientenkarte mit zur Apotheke. Darauf sind die Rezepte für meine Medikamente hinterlegt. Sie liegt auf der Flurkommode in der länglichen Schale. Sie sollen die Tabletten liefern und vor die Tür legen.«

Die Haushälterin schnaubt. Ich kann hören, wie sie in das Foyer geht, den Einkaufskorb aus der Abseite holt und in ihre Schuhe schlüpft, dann wie sie die Haustür öffnet, bin erleichtert darüber, in wenigen Sekunden meine Ruhe zu haben.

Doch gleich darauf schließt Herma noch einmal die Tür, als habe sie etwas vergessen. Verärgert drehe ich mich um, blicke ihr entgegen. Sehe sie in die Küche zurückkehren, mit zögerlichen Schritten, den Korb neben sich abstellen und sich mir gegenüber an den Tisch setzen.

»Fehlt noch was, Herma?« Meine Frage offenbart meine Ungeduld. Die Haushälterin schüttelt den Kopf.

»Nele ... wie lange kennen wir uns jetzt?«

Verwundert über ihre Frage, lege ich mir eine Blaue auf die Zunge, fülle meinen Mund mit Kaffee und schlucke. »Das weißt du doch. Seit Mama gestorben ist.« Zustimmend nickt sie und lächelt. »Ja, das ist eine ziemlich lange Zeit, nicht wahr?«

»Stimmt. Und?« Ich strecke meine Unterarme auf der Tischplatte aus, betrachte angestrengt deren bleiche Haut, will endlich meine Ruhe.

Herma bleibt jedoch sitzen, greift nach meinen Händen, hält sie fest. »In all den Jahren bist du für mich so etwas wie eine Tochter geworden, Nele. Auch wenn du es, wie ich vermute, bedauerlicherweise nie so gesehen hast.« Sie lächelt. »Aber du hast niemand anderen mehr als mich, der sich

um dich kümmern kann. Gerade deshalb ist es mir wichtig, dass es dir gutgeht, mein Kind.«

Überrumpelt entziehe ich ihr meine Hände, jede Art von Berührung schmerzt.

»Herma, du vermutest richtig: Ich bin nicht dein Kind.«, entfäht es mir barsch.

Sie seufzt, ignoriert meinen Einwand.

»Nele, du hast doch nur noch mich und ich kann einfach nicht länger mit ansehen, wie du dich quälst. Es tut mir im Herzen weh ... dich so zu sehen.«, wiederholt sie sich und fährt ihre Hände ein, knetet ihre spröden Finger, »... und da ich vermute, dass du meine Hilfe ablehnen wirst, hätte ich einen besseren Vorschlag für dich. Ich kenne jemanden, mit dem du über den ... Vorfall reden könntest.«

Sie betont das Wort Vorfall merkwürdig gedehnt. In einer Mischung aus Mitleid, Kumpanei und Abscheu. Schon einmal hat jemand den Überfall auf mich so bezeichnet, mir fällt nur gerade nicht ein, wer.

Mit wachsendem Unmut betrachte ich sie.

Es wäre mir weitaus lieber, sie verschwände endlich und ließe mich in Frieden.

»Vorfall? Welchen Vorfall?«, presse ich hervor. Meine Brust schmerzt. »Ich weiß wirklich nicht, was du meinst.«

Herma mustert mich ernst, macht nicht den Eindruck, als wolle sie aufgeben.

»Das, was dir widerfahren ist, Nele ...«, sie

stockt. Sammelt sich. »Erinnerst du dich an meine Pflege Tochter Chrissi?«

Ich antworte nicht.

»Ich habe sie ab und an mal mitgebracht, wenn ich in diesem Haus gearbeitet und niemanden zum Aufpassen für sie gefunden hatte, vor Jahren, als ihr beide noch kleine Mädchen wart.« Erwartungsvoll sieht sie mich an.

Ich schüttele den Kopf.

»Ich erinnere mich an keine Chrissi, Herma. Tut mir leid.« Meine Stimme klingt unfreundlicher, als ich es meine. Doch Herma lässt sich davon nicht beirren, mustert mich weiter. Ihr intensiver Blick wird mir langsam unangenehm. Es kommt mir vor, als könne sie direkt hinter meine Stirn und in meinen Kopf schauen.

»Das ist nicht schlimm. Du warst ja noch so klein damals.«, erwidert sie leise. Ich beobachte ihre Mimik, die ausdrückt, wie sehr sie mit sich zu ringen scheint, ob sie die nächsten Worte an mich adressieren sollte oder nicht. »Jedenfalls hat auch Chrissi einige Dinge durchmachen müssen, die sie sehr traumatisiert haben.« Wieder unterbricht sie sich und setzt dann hinzu: »Weißt du, die Erfahrungen von damals haben sie sehr verändert. Sie haben alles verändert.« Ich horche auf. Mein Verstand verweigert sich der Vorstellung, dass dieser Chrissi etwas nur annähernd so Schlimmes widerfahren sein könnte wie mir. Warum erzählt Herma mir das? Gerade sie müsste sich

doch denken können, wie sehr sie mich damit quält.

»Chrissi hat lange gebraucht, um alles zu verarbeiten.«, fährt Herma fort. »Aber es geht ihr besser jetzt. Sie ist sehr einfühlsam und ich könnte mir gut vorstellen, dass sie genau die Richtige wäre, um mit dir über deinen Vorfall zu sprechen.« Es kommt mir vor, als atme sie sich Mut an, bevor sie weiterspricht. »Vielleicht möchtest du mal mit ihr reden? Ich könnte dir ihre Telefonnummer geben.« Ich werde zornig.

Plötzlich. Zornig auf Herma.

Zornig auf Chrissi, die ich nicht kenne.

Ebenso wenig, wie deren Schicksal.

Das ihres und nicht meines ist!

Momentan fühle ich mich nicht einmal in der Lage, mir selbst gegenüber einzugestehen, wie schwer die drei Bestien mich verletzt haben!

Wie kann Herma auch nur einen Moment lang annehmen, ich würde zu einer vollkommen Fremden darüber sprechen?

Meine Empörung kommt zum Höhepunkt, ejakuliert unbedachte Worte in Hermas Richtung.

»Sag' mal, spinnst du? Wie genau stellst du dir denn das vor? Kleiner Plausch bei einer schönen Tasse Tee, so von Traumatisierter zu Traumatisierter, oder was?«

Hermas enttäuschte Augen füllen sich mit Tränen. Sie wischt sie beiseite.

»Ich dachte, ein Gespräch mit ihr könnte dir

helfen.«, wagt sie einen weiteren Vorstoß. Ihre Stimme klingt klein. »Wirklich, du solltest mit jemandem darüber reden, der deine Probleme nachvollziehen kann. Denn so wie bisher kannst du keinesfalls weitermachen, Nele.«

»Der meine Probleme nachvollziehen kann? Bildest du dir ein, du könntest auch nur ansatzweise beurteilen, worin meine Probleme bestehen, sodass du dir anmaßt, mir deine Chrissi als Allheilmittel anzubieten?« Wütend fege ich den Teller und das Besteck beiseite. Der Kaffeebecher zeigt sich solidarisch, indem er umfällt. Sein Inhalt ergießt sich über den Tisch und rinnt auf den Küchenboden. »Überlass' gefälligst mir, ob ich so weitermachen kann oder nicht. Im Übrigen gehen dich meine Probleme nichts an. Misch' dich nie wieder ein.«

Herma betrachtet mich, als käme ich von einem anderen Stern. Sie wendet ihren Blick ab, senkt ihren Kopf, schluckt.

»Entschuldige bitte, Nele, ich wollte dir nicht zu nahe tret ...«

»Tust du aber.«, unterbreche ich sie hart. »Du trittst mir mitten in meine Fresse.«

Sie klappt den Mund zu, schnappt sich den Korb und rauscht aus der Küche. Ich höre die Haustür, das Einschnappen des Schlosses. Leise, jedoch nachdrücklich. Wie ein Schlussakkord in Moll. Schließe die Augen, um die aufsteigenden Tränen einzusperren. Mir wird

bewusst, dass ich mit meinem Ausbruch womöglich den einzigen Menschen verprellt habe, der sich noch um mich sorgt. Bete, dass Herma zurückkommt. Mir verzeiht. Wenn nicht, weiß ich nicht, was ich tun werde. Von der Tischplatte tropft Kaffee.

*

ZWEI
NELE
FASCHINGSSAMSTAG,
01.03.2025

Die Stadtbahn spuckte mich in die Kälte. Im Licht der Straßenlaternen tanzten winzig kleine Flocken. Die Schuhe, die zu meinem Faschingskostüm gehörten, erwiesen sich als viel zu dünn für diesen Wintereinbruch, Feuchtigkeit kroch durch sie hindurch an meine Ringelstrümpfe. Ich zog meinen Wintermantel enger um meinen Körper und lief mit zusammengebissenen Zähnen weiter, meinem eigentlichen Ziel entgegen.

Im angesagtesten Club Stuttgarts herrschte Fasching. Für mich bedeutete er feiern mit Zwängen: Kostümszwang, Alkoholszwang, Lachzwang, Amüsierzwang, Ansammlungszwang.

Generell nicht mein Ding.

Doch heute Abend war mir nach Zwängen, deswegen war ich gekommen. Zwänge bewirkten, dass ich mich nicht meinen trüben Gedanken überließ. Heute Abend hatte ich aus dem Elfenbeinturm fliehen müssen, an welchem die Trauer um Papa stetig baute und dessen Anzahl an Stockwerken mit jedem Tag zunahm. Heute Abend wollte ich einfach eine fremde Identität annehmen. Hatte mich und meine Trauer

hinter Pippi Langstrumpfs Äußerem verborgen. Feuchte Wärme schlug mir entgegen, als ich das Innere des Clubs betrat. Unschlüssig blieb ich stehen, sah mich um. In willkommener Unbarmherzigkeit hämmerten Bässe auf die gutgefüllte Tanzfläche ein, in deren Eruptionen aus Lärm sich kostümierte Menschen in Überhitzung schwitzten. Schweiß verwusch ihre sorgsam geschminkten Gesichter, durchfeuchtete Perücken, Bärenfelle, Piratenkostüme und Tüllröckchen, bis sein scharfer Geruch die umstehenden Zuschauer befiel. Ich bestellte mir zunächst einen Drink, stürzte ihn hinunter, um in Stimmung zu kommen. Danach warf ich mich in das Getümmel, tanzte im Zentrum jener schwitzenden Leiber für mein Leben. Und um mein Seelenheil. Die steifroten Zöpfe meiner Perücke widersetzten sich jeder meiner Bewegungen, erweckten in ihrer Unnachgiebigkeit den Anschein, einer Realität zu entspringen, die der Fasching längst ausgehebelt hatte. Nach dem Drink, dessen Alkohol sich in Ingwergeschmack tarnte, fragte ich mich, was zum Teufel ich eigentlich hier machte. Und wenn selbst Pippi sich so etwas fragte, war Nele nicht betrunken genug.

Ich lächelte einen Rempler beiseite, der mich unangekündigt an der Hüfte traf, als ich mir auf unsicheren Beinen den Weg zur Bar und einen freien Barhocker erkämpfte, um meinen nächsten Moskow

Mule zu bestellen. Minuten später angelte ich mit den Lippen nach dem Strohalm, sog den Cocktail in mich hinein, der sich mit dem ersten vereinigte und es in sich hatte. Der Raum samt seiner Luftballons, Luftschlangen und seiner unerträglichen Hitze löste sich auf in sanften Drehungen. Er nahm Pippi mit sich. Plötzlich ging es Pippi bestens.

»Warum so ernst, Pippi? Heute ist doch Fasching!« Ich fuhr herum. Drei Typen, Superman, Spiderman und Batman umringten mich. Alle drei waren maskiert. Durch die Mundausschnitte in ihren Masken erkannte ich ihr Grinsen. Ich erwiderte nichts, wollte mich wieder umdrehen, doch Superman hielt mich zurück. Unangenehm berührt verspürte ich das Gewicht seiner Hand auf meiner Schulter. Schüttelte sie ab wie ein lästiges Insekt.

»Superheroes, habt ihr jemals eine dermaßen verwetternete Pippi gesehen?«, wandte er sich an seine Begleiter, ohne mich aus den Augen hinter der Maske zu lassen. »Was meint ihr, daran sollten wir unbedingt etwas ändern, oder?«

»Na sowas, gleich alle Superhelden auf einmal.« Meine Worte stolperten über meine Lippen. »Habt ihr nichts zu tun? Die Welt retten oder so?«

»Oha, Pippi hat ordentlich getankt.« Unauffällig stieß er Batman in die Seite, worauf der kaum merklich nickte. Aber noch war ich nicht betrunken genug, um es nicht zu bemerken. Superman ergriff meine Hand und

zog mich vom Barhocker. »Aufstehen, Pippi! Es gibt nur ein Mittel, um wieder klarer zu werden: Tanzen!«

»Hey, M ... moment mal, mein Drink wird warm.« Leicht schwankend kehrte ich zu meinem Glas zurück, genehmigte mir einen langen Zug. Nach dem zweiten Drink nahm ich die Welt wahr, als würde ich sie wie aus einer Glaskugel heraus betrachten. Das Leben um mich herum dämpfte der Alkohol, aber mein Verstand blieb glasklar.

Supermann zerrte mich mit sich auf die Tanzfläche, hielt mich unterdessen weiter an den Händen gepackt. *Eindeutig zu viel Nähe!*, schoss es mir in den Sinn. Ich machte mich los. Über mir drehten sich bunte Lichter. Faschingsfratzen flogen vorbei, von irgendwo her roch es nach Dope. Musik schlug auf mich ein, stakkatoähnliche Fetzen, die nicht mit meinen Bewegungen harmonierten. Dicht neben mir sah ich Superman tanzen. Sein Gesicht, verborgen unter einer Maske mit schwarzem Plastikhaar, sonderte Schweiß ab, der in kleinen Rinnsalen darunter hervor lief, um in seinem blauroten Kostüm zu versickern. Ich wunderte mich, warum er die Maske bei dieser Hitze nicht nach oben schob. Keiner von den drei Männern nahm seine Maske ab. Nach einer Weile hatte ich genug, brauchte dringend eine Pause. Ich ließ Superman stehen, nahm Kurs auf die Toiletten.

»Ich warte an der Bar auf dich.«, rief er mir

nach. »Soll ich dir noch einen Moscow Mule bestellen, Pippi? Ich geb' einen aus ...«

»L ... lieber ein großes Wasser!«

Vor dem Damenklo reihte ich mich in die Warteschlange ein. Jemand tippte mir von hinten auf die Schulter. Verärgert drehte ich mich um. Vor mir stand eine Fremde, die sich als Catwoman verkleidet hatte.

»Nein, ich lass dich nicht vor.«, brachte ich ein wenig mühsam hervor. Catwomans Augen, verborgen hinter einer Halbmaske mit Katzenohren, erfroren in Ernsthaftigkeit, ihre Lippen zogen nach.

»Das wollte ich gar nicht fragen.«, bemerkte sie ruhig.

»Was wissu dann?« Vergeblich bemühte ich mich, das Schwanken zu unterdrücken, das die zwei Drinks verursachten. Mein Kopf hingegen erschien mir weiterhin intakt. Damit das so blieb, fasste ich den Entschluss, im Laufe des Abends überhaupt keinen Alkohol mehr anzurühren. Catwomans Mund verzog sich zu einem unechten Lächeln. Ein ungewöhnlich schöner Mund.

»Ich habe dich beobachtet, Pippi.«

»Sag' bloß! Ich steh' nich' auf Frauen.«

»Das war nicht zu übersehen.« Catwomans Stimme klang jetzt spöttisch. »Ich übrigens auch nicht.«

»Schön für dich.«

In der Schlange ging es voran.

Wieder tippte Catwoman mich an.

»Diese drei Typen, mit denen du an der Bar warst ...«

»Was issn mit denen?«, erkundigte ich mich ohne echtes Interesse. Noch zwei Frauen bis zum Klo. Doch Catwoman ließ nicht locker.

»Du solltest echt sehen, dass du sie loswirst.«, wisperte sie in mein rechtes Ohr. Ich nahm ihren warmen Atem wahr, der nach Kaugummi roch, drehte der Frau widerwillig mein Gesicht zu.

»Warum?«

»Weil sie gefährlich sind. Richtig gefährlich.«, die andere fuhr sich nervös mit der Hand über den Mund, ruinierte dabei ihren schwarzen Lippenstift. Ich runzelte die Stirn.

»Wieso, kennsu sie etwa näher?«

Zunächst starrte sie mich nur an. Dann, wie aus heiterem Himmel, packte sie mich mit ihren Latexhandschuhen an den Oberarmen und begann, mich zu schütteln, ihre Hände Schraubstöcke, so, als sähe sie es als ihre Aufgabe an, meinen Verstand wachzurütteln. Mit einiger Verzögerung wehrte ich sie ab.

»Spinnst du? Lass' mich auf der Stelle los!«, rief ich aufgebracht. Plötzlich fühlte ich mich stocknüchtern. Sofort ließ Catwoman ihre Arme sinken. Sie zog ihre Schultern in die Höhe, als wollte sie sich entschuldigen.

»Ist ja gut, Pippi! Krieg' dich wieder ein! Aber du musst mir jetzt zuhören! Ich meine es todernst! Ich kann dich nur vor ihnen warnen. Halt' dich besser von ihnen fern.«

Ich erwiderte daraufhin nichts.

Brachte demonstrativ einen Abstand zwischen sie und mich, erklärte das Gespräch für beendet, indem ich ihr den Rücken zukehrte. Bevor ich Kurs auf die Sanitarräume nahm, sah ich mich nach der Fremden um. Sie war verschwunden. Eine Haremsdame hatte ihren Platz eingenommen.

Superman winkte, als ich an die Bar zurückkehrte. Er hielt mir grinsend ein Glas Wasser entgegen und bot mir seinen Barhocker an. Durstig trank ich, fragte mich unterdessen, was die geheimnisvolle Fremde mit ihrer Warnung gemeint haben könnte. In der Hoffnung auf Antwort, erkundigte ich mich bei ihm danach.

»Ich hab' eben Catwoman getroffen. Sie behauptet, ihr drei wärt totaaal gefährlich.« Ich musterte ihn. Dabei stellte ich verwundert fest, dass es mir schwerfiel, sein maskenbewehrtes Gesicht zu fokussieren. »Stimmt das etwa?«

Superman gab sich entrüstet. Er blinzelte Batman und Spiderman zu. »Stellen Superman, Batman und Spiderman etwa eine Gefahr dar? Niemals! Wir helfen der Menschheit! Catwoman? Wer soll das überhaupt sein? Lass' dir von der nichts einreden, sie redet dummes Zeug.«

Wider Willen musste ich lachen. »Dann is-ses ja gut. Sieht so aus, als wenn Catwoman Superhelden nich' aus ... steh'n kann.«

Superman nickte zustimmend, winkte den Bar-

keeper zu sich. »Drei Sex on the Beach für mich und meine Kumpels.« Er wandte sich an mich. »Pippi, noch etwas zu trinken für dich?«

»Nein, danke!« Verstummend drehte ich mich zur Seite, beobachtete die Tanzfläche, hatte eigentlich keine Lust mehr darauf, mich zu unterhalten. Überhaupt hatte ich genug von diesem Abend. Ich kippte den Wasserrest in mich hinein und nahm mir vor, ein Taxi zu rufen.

»Jungs, ich machmichjetzmal auf den Weg.«, kündigte ich an. Meine Worte verloren an Form. Darüber wunderte ich mich. Ich blickte auf, die drei Typen standen dicht um mich herum. Mit wachsendem Unbehagen registrierte ich, dass sie keinen Zentimeter von mir abrückten.

Mein Kopf schien unproportional zu wachsen. Es fiel mir schwer, ihn zu bewegen. Watte hüllte ihn ein, innen dümpelte mein Hirn in zäher Flüssigkeit. Mein Kopf war einer dieser Schwellköpfe. Kölner Karneval. Die Musik warf Echos. Ich hatte das Gefühl, mindestens fünf Drinks intus zu haben anstatt jener zwei.

Unvermittelt wurde mir komisch. Spontan-Übelkeit auf dem Vormarsch. Von einer Sekunde zur anderen. Ich beobachtete mich dabei, wie eine meiner Hände sich abmühte, das leere Glas zurück auf den Tresen zu stellen.

Die Umrisse meiner Finger zerflossen. Der Tresen zerfloss. Alles zerfloss. Um mich herum wurde es dämm-

rig. Sämtliche Bewegungen im Raum vollzogen sich in Zeitlupe. Ich gehörte nicht länger in meinen Körper, beobachtete mich von woanders. Verfolgte, wie mir das Glas aus der Hand glitt, um auf dem Boden unter dem Barhocker zu zerschellen. Superman suppte auf mich zu. Er schien sich verflüssigt zu haben.

»Hallo? Hallo? Hallo? ... Alles in Ordnung mit dir, Pippi Alles in Ordnung mit dir, Pippi Alles in Ordnung mit dir, Pippi?« Seine Worte warfen Echos in meine Richtung.

»Neee, mir is überhaupt nicht gut.«

Die Worte, von denen ich nicht sicher zu sagen vermochte, ob sie aus meinem Mund stammten, zerflossen, fanden keinen Widerhall. Ich sah Pippi fließen. Vom Barhocker. Vergeblich suchte ich nach Halt, rutschte in zwei von Spidermans acht roten Armen. Batmans Gesicht machte sich vor meinem breit. Ich sah seine Hand in meine Richtung treiben, wie sie Kurs auf meine Wangen nahm, um dort ein betäubtes Klatschen zu verursachen. In meinem Inneren erhob sich eine Stimme, die nach meiner klang, jedoch meine Lippen ignorierte. Klar, akzentuiert.

»Du solltest sehen, dass du sie loswirst, Pippi.«

Der Kopf des Barkeepers kroch über den Tresen auf mich zu. Lippen unter einem Schnauzer, die sich öffneten und schlossen. Sie warfen Worte in Supermans Richtung, die sich wie Kaugummi zogen und einander überlagerten.

Silbensalat.

Wieder die Stimme aus meinem Kopf. Drängender diesmal. Die, die mich warnte. Deren Anweisungen mein Verstand ignorierte. Weil er nicht länger funktionierte.

»Sie sind gefährlich! Halt' dich von ihnen fern.«

Um mich herum flatterten Wortfetzen, Silben, wie farbenfrohe Schmetterlinge, die vergeblich den Weg in meine Ohren suchten. Der Barkeeper tropfte hinter den Tresen zurück. Neben mir verströmte Superman, löste sich auf in der Dämmerung. Ich nahm noch wahr, wie sich Arme um mich legten. Von allen Seiten. Ich steckte in den Fängen eines Oktopus. Der Oktopus nahm Fahrt auf. Catwomans Gesicht blühte mir im Gang zu den Sanitärräumen entgegen, fiel gleich darauf in sich zusammen wie eine vergehende Königin der Nacht. Danach war Dunkelheit.

*

DREI
NELE
30. APRIL 2025
AM SPÄTEN ABEND

Ich liege im Bett, während ich auf den rosaroten Schlaf warte. Während ich mich vor meinen Erinnerungen fürchte. Bin hellwach. Schwitze wie ein Schwein. Draußen fährt ein Auto vorbei. Die Lichter seiner Scheinwerfer kriechen über meine Zimmerdecke, Musik pumpt für Sekunden aus seinen geöffneten Fenstern. Ray of Light von Nico Santos. Mein Gedächtnis rumort, will mich mit seinen Bildern quälen.

Zeit für Ihre Erinnerungsfilme, Frau Vanderbild!

Nein!

Aber sicher, Frau Vanderbild! Ihr Platz befindet sich in der ersten Reihe, Mitte, nehmen Sie Platz!

Nein, ich will nicht!

Zwangsvorstellung, Frau Vanderbild!

Ich habe diese Filme wohl hundertfach angesehen. Ihre Leinwand ist die Nacht. Die Hauptdarstellerin bin ich. An den meisten Abenden füllen sie jenen Zeit-Slot zwischen Einnahme und Wirkung des Schlafmittels. Ihre Spieldauer umfasst nicht mehr als einige Sekunden, doch die dehnen sich in meiner Wahrnehmung zu Stunden in Echtzeit. Sie kommen immer dann, wenn sie durch bestimmte Dinge getrig-

gert werden, wie durch einen Geruch, ein Geräusch, durch Musik oder körperliche Reaktionen. Heute ist es vielleicht dieses Lied aus dem Faschingsclub. Wenn das passiert, bemühe ich mich, den Filmstart zu verhindern, indem ich alles daran setze, meine Gedanken zum Abbiegen zu zwingen. Doch meine Erinnerungen nehmen keine Rücksicht, rasen wie immer geradeaus weiter, ihrem eigentlichen Ziel entgegen. Meine Gedanken kommen nicht zur Ruhe, während Entsetzen meinen Rumpf lähmt. Ich schaffe es nicht, meine Augen vor jenen Bildern zu verschließen, weil sie sowohl bei geöffneten als auch hinter geschlossenen Lidern laufen lernen. Diese verhassten Bilder, die ich keinesfalls sehen will. Denn sie bilden meine beiden persönlichen Erinnerungsfilme: Szene 1, Kennenlernen der Bestien, Adventure Club, Stuttgart, Fasching 2025. Szene 2, die Mutter aller Erinnerungen, Nacht der Nächte: Pippi must die!

Mein Gedächtnis ist die Platzanweiserin im Kinosaal, die mir, nachdem sie mir einen Platz in der ersten Reihe zugewiesen hat, zuflüstert: *Möchten Sie Popcorn? Große Portion, mittel, klein?*

Und dann geht das Licht aus im Kinosaal und mein Film beginnt! Wieder und wieder durchlebe ich die schlimmste Nacht meines Lebens. Wieder und wieder bin ich ihnen ausgeliefert, den drei Bestien, spüre das Entsetzen, die Angst, die Schmerzen und die Hilflosigkeit. Sitze in meinem Kinosessel, gefesselt und ge-

lähmt, mit einem Knebel im Mund, um mir selbst dabei zuzusehen, wie sie mir mein Leben nehmen, mein Selbstverständnis, meine Sicherheit. Ich sitze so lange, bis irgendwann die Leinwand schwarz wird. Entweder weil der Film zuende ist oder weil etwas den Pausenknopf gedrückt hat. So etwas wie gestern Abend die Kälte im Raum, die meinem Körper signalisiert hat, dass er gegen seine Auskühlung aktiv werden muss und meine Gedanken über die Lösung dieser Aufgabenstellung in eine andere Richtung gelenkt hat. Denn gestern lag ich, schlagartig aus dem Film geworfen, in meinem Bett, meine Gänsehaut nass von Schweiß. Mein Herz pumpt gegen das rosa Schlafmittel an, das ich vor mehr als einer Stunde eingenommen habe. Doch der Schlaf will einfach nicht kommen.

Ich mache Licht, strampele die Decke und meine Dämonen von mir, verlasse das Bett, um die Heizung zu kontrollieren. Sie ist kalt. Die Nachtabsenkung lässt das Zimmer auskühlen. Fröstelnd ignoriere ich meine feuchtgeschwitzte Schlafstätte, setze mich in den Sessel, kuschele mich in eine Wolldecke. Starre in den sanften Lichtschein. Die Platzanweiserin macht gerade Pause.

Vor den Fenstern lauert die Nacht. Papas Haus knackt, stöhnt und knarrt. Ich lausche seinen nächtlichen Geräuschen, mit denen ich vertraut sein sollte nach all den Jahren. Aber seit ich wieder hier bin, scheinen sie ihre alte Bedeutung abgelegt und eine

neue Identität angenommen zu haben. Jetzt birgt jedes Knarren eine potentielle Gefahr, jedes Knacken könnte bedeuten, dass sie im Haus sind. Dass sie wiedergekommen sind. Die drei Bestien. Dass sie nach mir suchen, weil sie nicht zuende gebracht haben, was sie planten. Ich bemühe mich, nicht an sie zu denken. Doch es will mir nicht gelingen.

Pippi, gleich haben wir dich!

Ich versuche, die Geräusche zu ignorieren, scheitere, gebe schließlich auf.

Endlich, endlich werden meine Gedanken unschärfer. Bilder, aneinandergereiht wie bei einem Comic, verlernen zu laufen, versickern im Dunkel meiner aufkommenden Müdigkeit. Die Dunkelheit in meinem Zimmer scheint zuzunehmen und mich auf eine tiefere Ebene meines Bewusstseins zu ziehen. Erinnerungen vermischen sich zu einem Cocktail aus bunten Bildern, lassen sich nur noch schwer voneinander trennen. Gnädig verschwimmen sie in Müdigkeit. Ihre Bilder lösen sich auf. Szene 2, die Mutter aller Erinnerungen, die sich Szene 1 im Club anschließt, wird mich an diesem Abend nicht mehr heimsuchen. Dankbar schlafe ich ein. Vergesse für heute.

*